

## KIRCHE IN DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN

*Von der Notregion zur Zeugenkirche*

*Von Andreas Wollbold*

### *1. Zeiten des Übergangs*

»Das vereinte Deutschland und das gemeinsame Europa sind angewiesen auf starke Kräfte des Geistes und der Seele, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Ohne eine neue Vitalität des christlichen Glaubens bauen wir Häuser, in denen die Menschen nicht wirklich atmen können und krank werden.«<sup>1</sup> Mit diesem programmatischen Wort haben die evangelische und die katholische Kirche in Deutschland am Vorabend der Wiedervereinigung Deutschlands ihre Rolle im Gemeinwesen übereinstimmend beschrieben: nicht in bloßer Selbstsicherung, sondern als Inspiratoren einer geistig-geistlichen Lebenskultur – ein anspruchsvolles Leitbild. Denn bis dahin waren die Kirchen in der DDR von der Staatsmacht ganz im Gegenteil einigermaßen unbehelligt gelassen worden, solange sie im Kirchenraum und damit bei streng religiösen Aufgaben geblieben waren. Damit sollten sie das marxistisch-leninistische Axiom erfüllen, wonach Religion Privatsache sei und bei entsprechender Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ohnehin absterben würde.<sup>2</sup> Konkret bedeutete das in der Jugendarbeit, daß nur religiöse Zusammenkünfte gestattet waren, selbst harmlose Freizeitveranstaltungen dagegen den staatsnahen Organisationen vorbehalten war. In bürokratischer Skurrilität hieß das etwa, daß eine Polonaise erlaubt, aber Paartanz verboten war.

<sup>1</sup> Für eine gemeinsame Zukunft. Gemeinsames Wort der Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, der Berliner Bischofskonferenz, des Rates der Evangelischen Kirchen in Deutschland, der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR (26. Juni 1990), in: *Katholische Kirche – Sozialistischer Staat DDR. Dokumente und öffentliche Äußerungen 1945–1990*. G. Lange u. a. (Hg.), Leipzig 1992, 406–410, hier 409f. – Insgesamt handelt es sich im Folgenden um Überlegungen, die im Rahmen des Projektes »Aufbruch«, das vom *Pastoralen Forum*, Wien, koordiniert wird, vertieft werden. – Der Beitrag sei Bischof Dr. Joachim Wanke zum 20. Jahrestag seiner Bischofsweihe am 26. November 1980 in Dankbarkeit gewidmet.

<sup>2</sup> Vgl. zum ideologischen Konflikt jetzt A. Hoffmann, »Mit Gott einfach fertig«. Untersuchungen zu Theorie und Praxis des Atheismus im Marxismus-Leninismus der Deutschen Demokratischen Republik (EThSt 79), Leipzig 2000.

Mit der Übernahme des Grundgesetzes aber galt es nun für die Kirchen, sich zu öffnen und öffentliche Verantwortung zu übernehmen. Man hört bis heute Stimmen, die vor allem für die katholische Kirche in der DDR nur die Vorstellung von einer Nischen- und Ghettokirche haben, ja auch ihre jüngste Entwicklung von ihnen wird nur als defizient gegenüber dem Ideal einer weltoffenen Kirche gekennzeichnet. Wenn man hingegen genauer bereits auf die letzten zehn Jahre in der DDR hinschaut, wird man erstaunt feststellen, daß die Öffnung zur Welt in beiden Konfessionen schon vor 1989 längst vorbereitet war. Freilich, das Grundgesetz des Reiches Gottes ist das vom Senfkorn: Es wächst im Kleinen, Übersehbaren, mitten unter ganz anderen Gewächsen robustester Natur, und wer es übersieht, meint, nichts verpaßt zu haben. Und doch, »Im Winter wächst das Brot«, wie Ida Friederike Görres sagt.<sup>3</sup> Tatsächlich, beide Kirchen haben sich schon in der DDR in allerdings ganz unterschiedlicher Weise hin zur Weltverantwortung geöffnet. Auf verschiedenen Wegen wurden sie in eine vergleichbare Richtung geführt, und das für eine Diasporagegend erstaunlich gute, mehr als nur höfliche Verhältnis der Christen in den neuen Bundesländern untereinander ist wohl nur eine Folge dieser gemeinsamen Richtung. Selbstverständlich ist daneben in beiden Kirchen eine starke Konzentration auf Gemeinde und Gemeindebildung, auf Sicherung und manchmal auch einfach auf Besitzstandswahrung zu verzeichnen (übrigens kein Ost-Spezifikum). Wenn man somit diese Wege sorgfältig über die letzten Jahrzehnte nachzeichnet, kommt man zu einer nüchternen Bestandsaufnahme eher selbstbezogener, aber auch sich öffnender Kräfte.

### *1.1 Die evangelische Kirche*

Die evangelische Kirche im Stammland der Reformation zeichnete trotz mancher Erschütterung über das »täglich wachsende Kirchenelend« (Ernst Troeltsch) vor allem seit der Zeit der Weimarer Republik immer noch das Selbstbewußtsein einer dominanten Kultur aus. Protestanten stellten meist die führenden Kräfte des öffentlichen und kulturellen Lebens. Noch zum Ende des 19. Jahrhunderts, als in vielen Städten katholische Pfarreien gegründet wurden, befürchteten nicht wenige bürgerliche Honoratioren im Geist von Kulturkampf und Summepiskopat dadurch eine Störung der öffentlichen Ordnung. Bei der Gründung der DDR waren noch etwa 90 % der Bevölkerung protestantisch. Doch seit der Mitte der 50er Jahre setzte aufgrund der massiven atheistischen Propaganda und dem Druck auf die Führungskräfte in öffentlicher Verwaltung, Bildung und Wissenschaft eine Kirchenaustrittswelle ein,

<sup>3</sup> I. F. Görres, *Im Winter wächst das Brot. Sechs Versuche über die Kirche* (Kriterien 19), Einsiedeln <sup>3</sup>1970.

der dann auch bald die Tatsache folgte, daß viele Eltern ihre Kinder nicht mehr taufen ließen:

»Der SED ist es gelungen, die Religion an zwei ganz entscheidenden Stellen zu schwächen. Zum einen wurde durch das umfassende staatliche Erziehungsprogramm die familiäre Sozialisation zurückgedrängt. Kinder konnten in Kindergärten, Schulen, Horten und von der Partei gelenkten Jugend- und Sportverbänden umfassend kommunistisch indoktriniert werden. Die religiöse Sozialisation im Elternhaus wurde so, selbst wenn sie noch stattfand, in ihrer Wirksamkeit erheblich eingeschränkt. Zum anderen gelang es der SED auch, die religiöse Kommunikation in intermediären Gruppen und in der Öffentlichkeit weitgehend zu unterbinden.«<sup>4</sup>

Aus der Kulturkirche (»Bleib im Lande und taufe dich redlich«, läßt Theodor Fontane den alten Dubslav von Stechlin sagen<sup>5</sup>) wurde innerhalb von einer Generation eine Minderheitskirche.<sup>6</sup> Ihr war eine lange Zeit aufgeweichter Kirchen- und Glaubensbindung vorausgegangen, der erst die Impulse der Bekennenden Kirche etwas entgegensetzen hatten.<sup>7</sup> Die Schwächung dieser Verbundenheit geschah somit nicht erst durch die atheistische Propaganda des Sozialismus, sondern sie geht schon »auf die Bedeutung der inneren Säkularisierung der evangelischen Landes- und Provinzialkirchen seit dem 19. Jahrhundert« zurück.<sup>8</sup>

Doch dies hinderte nicht, weiterhin von der Gesellschaftsverantwortung geprägt zu sein und immer wieder zu versuchen, öffentliches Leben mitzuprägen – mit allen Zwiespältigkeiten, die das in einem strikt weltanschaulich geprägten Staat hatte. Andererseits wuchs durch diese zahlenmäßige Schrumpfung aber nicht die erhoffte Entscheidungskirche, sondern es blieb aufs Ganze gesehen

<sup>4</sup> W. Jagodzinski, Religiöse Stagnation in den Neuen Bundesländern: Fehlt das Angebot oder fehlt die Nachfrage?, in: D. Pollack/G. Pickel (Hgg.), Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989–1999 (Veröffentlichungen der Sektion »Religionssoziologie« der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 3), Opladen 2000, 49–69, hier 56f.

<sup>5</sup> T. Fontane, Der Stechlin. Mit einem Nachwort von Walter Müller-Seidel, Frankfurt a. M. 10<sup>1</sup>1994, 15.

<sup>6</sup> Zum Schwinden der Mitgliederbasis vgl. D. Pollack, Kirche in der Organisationsgesellschaft. Zum Wandel der gesellschaftlichen Lage der evangelischen Kirchen in der DDR, Stuttgart–Berlin–Köln 1994, insbesondere das Schaubild ebd. 383; zur heutige Lage der evangelischen Kirche in den neuen Bundesländern vgl. jüngst die mutige, nüchterne Analyse des Bischofs der Pommerischen Evangelischen Kirche, E. Berger, Der schwierige Weg ins Offene. Was wird aus der evangelischen Kirche in Ostdeutschland?: HerKorr 54 (2000) 500–504, sowie überblickshaft R. Schröder, Die Kirchen in der DDR: ThR 88 (1993) 3–10.

<sup>7</sup> Vgl. E. Neubert, »gründlich ausgetrieben«. Eine Studie zum Profil und zur psychosozialen, kulturellen und sozialen Situation von Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland und den Voraussetzungen kirchlicher Arbeit (Mission) (Begegnungen 13), Berlin 1996.

<sup>8</sup> Pollack, Organisationsgesellschaft 434 (s. Anm. 6); zum unterschiedlichen Grad der Säkularisierung vgl. M. Tomka/P. M. Zulehner, Religion in den Reformländern Ost-(Mittel-)Europas, Ostfildern 1999; zu den bescheidenen Gegentrends vgl. K. Hartmann/D. Pollack, Gegen den Strom. Kircheneintritte in Ostdeutschland nach der Wende (Veröffentlichungen der Sektion »Religionssoziologie« der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2), Opladen 1998.

bei einer »Volkskirche auf niedrigem Niveau«<sup>9</sup>, und dies trotz vieler engagierter Initiativen vor allem aus dem Reformeifer der 80er Jahre und bei allen Unterschieden in einzelnen Gemeinden: »Die Verkleinerung der Gemeinden brachte im großen und ganzen keine stärkere Beteiligung am kirchlichen Leben, sondern im wesentlichen nur eine Reproduktion volkskirchlicher Verhältnisse auf niedrigerem Niveau. (...) Beibehalten wurden auch die überkommenen Formen der kirchlichen Arbeit, die Aufgliederung der Gemeindegemeinschaft in Gottesdienst, Kasualien, naturständische Kreise, Andachten und Bibelarbeit.«<sup>10</sup>

### 1.2 Die katholische Kirche

Komplexer ist der Fall für die katholische Kirche in der DDR. Für ihr Verständnis bietet das Zuwanderungsphänomen einen Schlüssel. Besonders infolge der Industrialisierung und nach 1870 wegen der Reichseinheit trüffelten Katholiken in die evangelisch geprägten Räume von Elbe und Spree. So ergaben die Untersuchungen der Gebeine des katholischen Friedhofs beim Neubau der katholischen Akademie in Berlin auf dessen Gelände vor wenigen Jahren Befunde, die häufig auf Mangelernährung und frühe Sterblichkeit schließen ließen. So entstand insgesamt ein zunächst eher städtisches katholisches Christentum, das mit viel Idealismus unter widrigen Umständen Gemeindeleben für die meist einfachen Menschen ermöglichte. Vor allem in den 20er Jahren waren es die Pioniergestalten unter den ersten Seelsorgehelferinnen, häufig geprägt von den Idealen der katholischen Jugendbewegung und der Liturgischen Bewegung und ihrer Neuentdeckung des Kircheseins, und entschlossene Priester aus den volkskirchlichen Gebieten der Bistümer mit mittelelischem Diasporaanteil, die die Pastoral prägten. Nicht selten lebten sie unter einfachsten Bedingungen, so manche Seelsorgehelferinnen in Abstellräumen und Gartenlauben, und radelten Tag für Tag viele Kilometer, um den Gläubigen nachzugehen. Das Diasporawerk der deutschen Katholiken und innerdiözesane Hilfen ermöglichten allmählich den Aufbau einer tragfähigen, wenn auch »schlanken« pastoralen Infrastruktur.

Vor allem durch die Ostflüchtlingsschwelle strömten nach dem Krieg Katholiken in einer Zahl in die SBZ und DDR, die die Jurisdiktionsbereiche auf etwa die

<sup>9</sup> Pollak, Organisationsgesellschaft 436 (s. Anm. 6).

<sup>10</sup> Ebd.

vierfache Katholikenzahl anschwellen ließen.<sup>11</sup> Sie brachten nicht nur ihre Priester, sondern auch ihre volkkirchlichen Gewohnheiten und Frömmigkeitsformen mit, die den Katholizismus bis heute als eine Mischung aus Volkskirche und entschiedenem Gemeindechristentum erscheinen lassen. Auch auf kleinen Dörfern mußten nun Gottesdienststationen eingerichtet werden. Freilich, nach dem quantitativen Höhepunkt von 1949 folgte eine kontinuierliche Abnahme vor allem durch Abwanderung, aber auch durch Austritte oder durch den Verzicht auf die Taufe Neugeborener. Heute entspricht der Mitgliederstand wieder dem vor dem Zweiten Weltkrieg.

Viele der Flüchtlinge begannen am neuen Ort unter schwierigsten sozialen Verhältnissen. In den ersten Kirchensteuerlisten findet man häufig Berufsangaben wie Limonadenverkäufer, Näherin, Erntearbeiter oder ungelernter Arbeiter. Auch im 1952 gegründeten Erfurter Priesterseminar fanden sich jetzt mehrheitlich Seminaristen aus eher einfachen Verhältnissen ein. Gemeinde war für die, die nicht bald in Richtung Westen weiterwanderten, nicht nur für spezifisch religiöse Aufgaben da, sie konnte (ähnlich wie US-amerikanische Pfarreien für die Einwanderer) zur Wahlheimat in einem umfassenden Sinn werden: als Netzwerk von Beziehungen von der Arbeitsvermittlung über Hilfen bei der Erziehung der Kinder bis hin zum gemeinsamen Feierabend. Bezeichnend ist etwa der Anfang der alljährlich seit der Nachkriegszeit in den Sommerferien stattfindenden »Religiösen Kinderwochen«: zunächst als Landerholung mit gesunder, ausreichender Ernährung für die Flüchtlingskinder gedacht, entwickelten sie sich fast unter der Hand zu einer katechetischen Gelegenheit erster Güte.

In den 40 Jahren der DDR fand nun ein sozialer Aufstieg und eine Verwurzelung im Gemeindemilieu derer, die dablieben und dabeiblieben, statt – für Migranten und später in der Zwangssituation fehlender Reisefreiheit stellte die »Ethik des Bleibens« bis in den Wendeherbst 1989 immer eine zentrale Herausforderung dar. Doch recht unbemerkt vollzog sich unter den Katholiken in der DDR ein erstaunlicher sozialer Aufstieg. Dazu mag eine eigene Art katholischen Arbeitsethos beigetragen haben: »Ihr müßt die besseren Arbeiter sein!« Sicher drängte auch die im Sudetenland, in Schlesien, im Ermland und Ostpreußen oft gegebene Mittelschichterkunft der Flüchtlinge wieder nach und nach höher auf der sozialen Leiter. Diese Neigung war flankiert durch die Stüt-

<sup>11</sup> Vgl. J. Pilbousek, Flüchtlinge, Flucht und die Frage des Bleibens. Überlegungen zu einem traditionellen Problem der Katholiken im Osten Deutschlands, in: C.-P. März (Hg.), Die ganz alltägliche Freiheit: Christsein zwischen Traum und Wirklichkeit (EThSt 65), Leipzig 1993; C. Kösters, Katholiken in der Minderheit. Befunde, Thesen und Fragen zu einer sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Erforschung des Diasporakatholizismus in Mitteldeutschland und der DDR (1830/40–1961): Wichmann-Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin 36/37 (1995) 169–204; vgl. auch E. Frie, Erste Schneisen. Ein Literaturbericht zur katholischen Kirche in der DDR: Herkorr 51 (1997) 85–89.

zung unter Glaubensgenossen, natürlich auch durch die Westunterstützung in mancherlei Form ebenso wie durch ein wachsendes Selbstbewußtsein, nicht zuletzt infolge der weltkirchlichen Verbindung. So fand sich nach der Wende in den neuen Bundesländern der höchste Abiturientenanteil und der geringste Anteil von Leuten ohne Schulabschluß unter den Katholiken. So kann man etwas schematisierend drei Stufen der Entwicklung des DDR-Katholizismus angeben, an die sich eine vierte Phase seit 1989 anschließt:

1. *Notbewältigung* stand im ersten Jahrzehnt nach Kriegsende im Vordergrund. In dieser Zeit verfloren auch die Vorstellungen eines Arrangements mit dem Regime oder einer nur kurzzeitigen kommunistischen Herrschaft, wie sie noch Bischof Preysing annahm. Das Diasporakonzept des Abgrenzens gegenüber dem ideologischen Zugriff des Staates und des Bewahrens der kleinen Herde entstand, wesentlich geprägt von den Vorstellungen des Magdeburger Weihbischofs und späteren Bischofs von Berlin, Wilhelm Weskamm.<sup>12</sup> Im gleichen Geist formulierte der Dresdener Bischof Otto Spülbeck beim Katholikentag von Köln 1956:

»Wir leben in einem Haus, dessen Grundfesten wir nicht gebaut haben, dessen tragenden Fundamente wir sogar für falsch halten. (...) Wir tragen gerne dazu bei, daß wir selbst in diesem Haus noch menschenwürdig und als Christen leben können, aber wir können kein neues Stockwerk draufsetzen, da wir das Fundament für fehlerhaft halten.«<sup>13</sup>

2. Spätestens mit dem Mauerbau vom 13. August 1961 stabilisierte sich ein sehr *gemeindebezogener Katholizismus* des Sich-Einrichtens im Sozialismus, der Anfang der 70er Jahren mit der Ära Honecker und der internationalen Anerkennung der DDR von festen Verhältnissen ausging. Kennzeichnend für diese Zeit ist etwa eine herausragende Gestalt wie der aus dem Sauerland stammende Bischof Hugo Aufderbeck und sein programmatisches Glaubenswort für die DDR: »Auf dieses herrliche Land ist mein Los gefallen.«

<sup>12</sup> Vgl. J. Pilvousek, »Eine Gärtnerei im Norden«. Wilhelm Weskamm und die »mitteldeutsche« Diaspora, in: G. Riffe/C. A. Kathke (Hgg.), *Diaspora: Zeugnis von Christen für Christen. 150 Jahre Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken*. Hg. vom Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken, Paderborn 1999, 275–286. Der gesamte Band gibt viele für die ostdeutsche Diaspora grundlegende Beiträge.

<sup>13</sup> Zit. nach J. Pilvousek, Otto Spülbeck (1904–1970), in: J. Aretz/R. Morsey/A. Rauscher (Hgg.), *Zeitgeschichte in Lebensbildern*. Bd. 9. Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts, Münster 1999, 151–167, hier 151. Pilvousek macht allerdings klar, daß die gängige Interpretation einer unmißverständlichen Abgrenzung gegenüber dem SED-Regime differenziert werden muß. Es ging Spülbeck vielmehr darum, nüchtern für das Bleiben der Katholiken im Staat »als Möglichkeit des ›Überlebens‹ und der Notwendigkeit von Kirche in der DDR, trotz falschem Fundament« Grundlagen zu legen (ebd. 152). Vgl. insgesamt auch die Dokumentenbände J. Pilvousek, *Kirchliches Leben im totalitären Staat. Seelsorge in der SBZ/DDR*. 2 Bde. I. Quellentexte aus den Ordinariaten und Bischöflichen Ämtern 1945–1976. II. Quellentexte aus den Ordinariaten 1977–1989 (unter Mitarbeit von Andrea Wilke und Eva-Maria Wypler), Leipzig 1994. 1998.

3. Doch wie mit der Biermann-Affäre in der zweiten Hälfte der 70er Jahre die Krise des Systems eingeläutet wurde, so gingen von der (in der Umsetzung allerdings vor allem von Kardinal Bengsch behinderten) Meißener Synode und dann der Dresdener Pastoralynode die Impulse des II. Vatikanums für eine *Öffnung zur Welt* aus.<sup>14</sup> Zunächst war sie in kleinen Kreisen wie den Studentengemeinden vorgedacht, die demokratische Spielregeln einübten und die trotz starker Studentenpfarrer laiengeprägt waren und aus denen nach der Wende viele öffentliche Verantwortungsträger hervorgingen.<sup>15</sup> Auch sei etwa an das Wagnis der Ehe-, Erziehungs- und Lebensberatung erinnert, die seit den 70er Jahren nicht zuletzt auch für Nichtchristen (wie auch die karitative Arbeit überhaupt) im stillen viel Gutes tat. Schließlich sind die Ökumenische Versammlung, der konziliare Prozeß und das Dresdener Katholikentreffen von 1987 zu nennen.<sup>16</sup> Auch geschah mit den Bischofsernennungen der 70er und 80er Jahre ein Generationswechsel, insofern nun mehrheitlich in der DDR Aufgewachsene die Kirchenleitung innehatten und die mit größerer Selbstverständlichkeit »das Evangelium auf ›mitteldeutsch‹ zu buchstabieren« versuchten.<sup>17</sup>

4. *Nach der Wende:* Doch wie auf evangelischer Seite traf der Wunsch »Heraus aus den Nischen« auf Gemeindestrukturen, die mehr binnenbezogen blieben. Nicht umsonst ist der »Kreis« das zentrale Bild dieser Pastoral: Die Mitte ist stark, die Ränder sind abgeschlossen. Vor allem die Kontaktstellen mit der Umwelt sind zu glatt, d. h. sie sind schwach ausgebildet. Gottesdienste ebenso wie die Gruppierungen der Gemeinden verstanden sich als nach innen bezogene »Kreise«, also mit sehr verbindlichen Teilnahmeformen etwa in Familien-, Haus- und Akademikerkreisen, in Studentengemeinden und ihrem feststehenden Gemeindeabend oder in der »Frohen Herrgottstunde« der Kindergartenkinder und in der Jugendstunde und im gemeindlichen Religionsunterricht. Vor allem bei Jugendlichen erweist sich dieses geschlossene Verständnis der Teilnahme für eine Mehrzahl heute eher als ausschließend. Heute läßt sich insofern wie vielerorts sonst ein gewisses Trägheitsgesetz in der Gemeindepa-

<sup>14</sup> Vgl. R. Schumacher, Kirche und sozialistische Welt. Eine Untersuchung zur Frage der Rezeption von »Gaudium et Spes« durch die Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR (EThSt 76), Leipzig 1998.

<sup>15</sup> Vgl. P.-P. Straube, Katholische Studentengemeinden in der DDR als Ort eines außeruniversitären Studium generale (EThSt 70), Leipzig 1996; E. Prause/J. Klose, Lust am Leben. Die katholische Studentengemeinde Dresden, Leipzig 2000.

<sup>16</sup> Vgl. u. a. K. Seifert, Glaube und Politik. Die Ökumenische Versammlung in der DDR 1988/1989 (EThSt 78), Leipzig 2000. Zur starken Beteiligung von Katholiken an den Ereignissen der Wende vgl. A. Püttmann, Kein Rückzug ins Schneckenhaus. Katholiken in der DDR: Christ und Welt Nr. 27 (3. Juli 1992) im Referat von Untersuchungen des Instituts für Demoskopie Allensbach im Frühjahr 1990 in der DDR.

<sup>17</sup> J. Wanke, Last und Chance des Christseins. Akzente eines Weges. Hg. von K.-H. Ducke und W. Weinrich, Leipzig 1991, 13.

storal feststellen, nach dem Territorialpfarreien strukturkonservativ ihre Organisationsformen aufrechtzuerhalten suchen, auch wenn die Bedingungen für ihr Entstehen längst nicht mehr gegeben sind. Vor allem Bindung und Verbindlichkeit (etwa in der Anmeldung für Jugendhäuser und Erwachsenenbildungseinrichtungen) fällt zunehmend schwer. Nur einfach die Nischen auszubauen und sie (etwa durch die rege Renovierungstätigkeit im Zeichen der D-Mark) wohnlicher zu machen, genügt dagegen nicht.

So befinden sich beide Kirchen in Zeiten des Übergangs.<sup>18</sup> Dabei ist es sicher die größte Herausforderung, dem Säkularismus der Umwelt zu begegnen<sup>19</sup>, also der Tatsache, daß etwa zwei Drittel der Bevölkerung ungetauft und religionslos sind. Dafür soll sich hier der Chancen vergewissert werden, die insbesondere die kleine katholische Kirche ins Gesamt einbringen kann. Es wird sich zeigen, daß christliche Gemeinden und Initiativen kaum flächendeckend, wohl aber zeichenhaft ihren Platz angesichts des Säkularismus finden können. Wichtig wird es sein, vor allem eine Vielzahl von Kontaktmöglichkeiten zu schaffen, in denen ein profiliertes, geistlich starkes christliches Zeugnis Menschen im Nahbereich erreicht.<sup>20</sup>

## 2. Die Chancen ostdeutscher Gemeinden

Übergangszeiten sind für die Wahrnehmung uneindeutig. Je nach normativer Vorentscheidung werden rasch die einen oder die anderen Akzente den Farbton des ganzen Bildes bestimmen. Im folgenden sollen vor allem die Chancen ostdeutscher Christen dargestellt werden, ohne die oft verunsichernde Situation schönfärben zu wollen: Lähmend für Initiativen wirkt sich mancherorts die ausgeprägte Mittelpunktstellung des Pfarrers in den Gemeinden aus, auch muß hier und dort von der Gefahr eines Abdriftens ins Äußere, Geschäftige, bloß Strukturelle auf Kosten des geistlichen Profils gesprochen werden. Zweifellos wirkt das Erbe der ersten und vor allem zweiten Phase in der Pastoral nach, die herausgehobene Bedeutung der Gemeinde und in ihr der Kreise. Dies kann man nun als Rückzug ins »Ghetto« und als typisch ostdeutsche Flucht in die Nische deuten und so ausschließlich negativ besetzen. Das dahin-

<sup>18</sup> B. Pittner/A. Wöllbold (Hgg.), *Zeiten des Übergangs*. Festschrift für Franz Georg Friemel zum 70. Geburtstag, Leipzig 2000.

<sup>19</sup> Vgl. dazu u. a. Neubert, »gründlich ausgetrieben« (s. Anm. 7); sozialwissenschaftlich perspektivenreicher ist Pollack/Pickel (Hg.), *Wandel* (s. Anm. 4).

<sup>20</sup> Vgl. dazu demnächst das Wort der Deutschen Bischofskonferenz »Zeit zur Aussaat – Missionarisch Kirche sein«, sowie programmatisch die französischen Bischöfe im vielzitierten Dokument »Proposer la foi«, das inzwischen auf Deutsch erschienen ist in: *Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz* (Hg.), *Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft*. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996. 11. Juni 2000 (*Stimmen der Weltkirche* 37), Bonn 2000.



ter stehende Leitbild ist aber letztlich monistisch, insofern Staat und Öffentlichkeit als letzte Einheit gesucht werden.<sup>21</sup> Beide bilden so etwas wie die Decke einer Wohnung, des Gemeinwesens, von der große, den gesamten Raum erhellende Lampen herabhängen – die öffentlich-rechtlichen Anstalten –, die allen Individuen möglichst gleichmäßig Licht spenden. Man kann aber im gleichen Bild dagegensetzen, daß erst an einzelnen Stellen auf dem Boden sich befindende Stehlampen den Raum gestalten, einzelne Lichtzonen bilden und so das Ganze erst wohnlich machen. Ohne Bild gesprochen braucht der Staat intermediäre Gemeinschaften, die zwischen Einzelem und Gesamt vermitteln. Erst solche lebendigen Zugehörigkeiten und Netze schaffen eine agile Bürgergesellschaft und helfen dem einzelnen zur Beheimatung.<sup>22</sup> Gerade in diesem Sinn müssen zunächst stark geprägte Gemeinschaften wie die christlichen Gemeinden und Kreise in den neuen Bundesländern nicht notwendig defizitär verstanden werden, sondern sie könnten als Lichtzonen mit Ausstrahlung wahrgenommen werden. Ihre »raison d'être« besteht nicht zunächst in Funktionen fürs Gesamt – also etwa in der Sorge für gesamtgesellschaftliche Grundwerte oder in der Pflege kultureller und musischer Traditionen –, sondern in ihrer Prägekraft für ihre Angehörigen. Wo solche Gemeinschaften Profil entwickeln, zugleich aber auch in lebendigem Kontakt zu ihrer Umwelt stehen, haben sie die besten Chancen, auch nach außen hin zu wirken. Genau daran ist zu arbeiten.

In dieser Wahrnehmung können ostdeutsche Gemeinden ein »gewisses Etwas« im Unterschied zum Westen ins Spiel bringen. Es verunsichert und sprengt gewohnte Denkweisen, was vielen nicht in der DDR Aufgewachsenen schwerfällt. Dementsprechend ist bis heute die Neigung, auf den Osten Deutschlands in Westdeutschland erprobte pastorale Muster zu übertragen, dominant. Entscheidend freilich wird es sein, die kleinen ostdeutschen Gemeinden nicht mit tausenderlei neuen Aufgaben zu überlasten, sondern ihre Kontaktflächen mit der nichtchristlichen Umwelt auszubauen. Nicht zuletzt Jugendliche, überwiegend Ungetaufte also, scheinen sich zwar nicht unmittelbar dem Glauben zuzuwenden, aber unter ihnen finden sich viel mehr Zweifler und Suchende als unter »gelernten DDR-Bürgern« mit einem oft verfestigten materialistisch-atheistischen Weltbild.<sup>23</sup> Theologischer gesprochen geht es darum, ob sie »Zeichen und Werkzeug« nach außen hin werden oder nicht. Nicht ein noch umfassenderes kirchliches System ist auszubauen, durch das Menschen in den

<sup>21</sup> Vgl. *J. Zylberberg*, La régulation étatique de la religion: monisme et pluralisme: *Social Compass* 37 (1990) 87–96.

<sup>22</sup> Zu den neuen Bundesländern, den Kirchen und der Bürgergesellschaft vgl. *A. Wollbold*, Eine Zukunftsregion des deutschen Katholizismus? Katholische Kirche in den neuen Bundesländern, in: *J. Wanke* (Hg.), *Wiedervereinigte Seelsorge. Die Herausforderung der katholischen Kirche in Deutschland*, Leipzig 2000, 54–68.

<sup>23</sup> Vgl. *Jagodzinski*, *Stagnation* (s. Anm. 4).

»großen Magen« der Kirche geschoben werden können, sondern es sind eher Strukturen und Personal als Arrangements für das Wirken des Heiligen Geistes bereitzuhalten. Gemeinden sollen sich für Nichtchristen sichtbar und berührbar machen, sie sollen zeichenhaft und nicht flächendeckend wirken. Es ist darum auch klar, welche Schlüsselstellung ein so enormes Zeichengeschehen wie die Liturgie einnehmen kann. Es ist immer wieder ein Erlebnis zu sehen, wie Nichtchristen vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben an einem Gottesdienst teilnehmen. Sie mögen verlegen sein, auch befremdet, Jugendliche vielleicht auch feixen, manche spüren gleichzeitig auch eine Faszination, und die wenigsten bleiben einfach gleichgültig. So spielt auch bei den Hinwendungen zur katholischen Kirche nicht selten ein solches Erlebnis eine wichtige Rolle. So kann man in der starken Gemeindeprägung des Katholizismus im deutschen Osten eine »List der Vernunft« (G. W. F. Hegel) erkennen: Das SED-Regime wollte die Kirchen auf das spezifisch Religiöse eingrenzen und dadurch absterben lassen, doch gerade dadurch hat es ihnen geholfen, nicht einfach zu diffundieren, sondern im Bewußtsein der Differenz zur Mehrheit zu lernen, auf sich selbst gestellt und die eigenen Kräfte angewiesen zu sein – von der Familie und dem persönlichen Glaubensleben angefangen über Familienkreise und Gemeindegruppen bis hin zum Bistum als Heimat.<sup>24</sup> Nicht in einer Angleichung an das westdeutsche Muster einer Kirchlichkeit nach dem Organisationstypus (starke Institutionalität und Professionalität, Halbdistanz und Serviceverhalten eines Großteils der Mitglieder) liegt die Zukunft, sondern im entschlossenen Ausbau eines Assoziationstypus, für den Mitgliedschaft, Engagement, Differenzbewußtsein und Dialogfähigkeit kennzeichnend sind. Für sie wird viel darauf ankommen, inwieweit es gelingt, daß eine gewisse Kleruszentriertheit zu einer breiten Laienverantwortung gewandelt wird. »Wenn die Kirche mehr Kirche in der Welt und für die Menschen werden muß, hat alles Priorität, was den echten Dialog zwischen den amtlich bestellten Seelsorgern und den Laienchristen in Gang bringt und fördert. Wir müssen als Seelsorger noch mehr Hörende werden«, meinte Bischof Joachim Wanke bereits 1988 vor Dechanten des Bischöflichen Amtes Erfurt-Meinigen, forderte gleichzeitig aber dazu auf: »Die Einladung zur Lebensgestaltung in der Nachfolge Christi muß klare, eindeutige Konturen haben und in praktikablen Lebensmodellen positiv vorgestellt werden.«<sup>25</sup> Dabei dürfte durchaus noch etwas mehr Buntheit an Persönlichkeiten oder auch Gemeinschaftsformen entwickelt werden (nicht zuletzt in neuen geistlichen Bewegungen). Die Bewegung, die zu Beginn

<sup>24</sup> J. Wanke, Was das Bistum zur Heimat macht: StZ 212 (1994), 87–97.

<sup>25</sup> J. Wanke, Last und Chance des Christseins. Akzente eines Weges. Hg. von K.-H. Ducke und W. Weinrich, Leipzig 1991, 51. Wanke macht dabei auch den religionspädagogisch interessanten Vorschlag einer »Basiskatechese«, »die klar und eindeutig die christlichen Grundpositionen einer Welt zuspricht, die das Evangelium weithin nicht kennt« (ebd. 52f.) und durch die sich christlicher Glaube »in der Palette heutiger Sinnangebote unterscheidbar machen« kann (ebd. 54).

der 80er Jahre ihren Anfang genommen hat, ist mutig voranzubringen: nach innen vor allem auf die personale und spirituelle Qualität kirchlicher Vollzüge zu achten und nach außen eine »Kommunikationspastoral« (Michael N. Ebertz) zu stärken. Die pastoralen Überlegungen der Bistümer in den neuen Bundesländern gehen derzeit sehr stark auf eine »gastfreundliche und wegweisende Kirche«, wie der Pastoraltag des Bistums Erfurt zehn Jahre nach der Wende es formulierte. Ganz ähnlich haben auch die evangelischen Landeskirchen überraschend das Thema Mission für sich wiederentdeckt. Tatsächlich wirken bereits jetzt oft ohne viel Publizität viele Initiativen (nicht zuletzt der Orden) in diese Richtung: Polizei- und Militärseelsorge, »Gedanken zur Nacht« im MDR-Radio zu bewegenden Tagesereignissen, Touristenseelsorge, Hospizkreise und Notfallseelsorge, Jugendsozialarbeit und Präsenz im sozialen Brennpunkt, religiöse Bildung in Volkshochschulen und Integration von nichtgläubigen Kindern in die »Religiösen Kinderwochen« oder den Religionsunterricht und die Entwicklung liturgischer Feiern mit Nichtgetauften, von denen die Erfurter »Feier der Lebenswende« nur die bekannteste ist, u. v. a. Ein Netzwerk »Mission und Pastoral«, getragen vom Katholischen Forum Thüringen und der Theologischen Fakultät Erfurt und unterstützt von der Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz, versucht seit 1999, diese Initiativen miteinander zu verbinden.

Feste Gestalt der Gemeinden und Offenheit für Suchende jeder Art müssen sich keineswegs ausschließen:

»Die Pfarrei, etymologisch gesehen eine Wohnstatt, in der sich der Gast wohlfühlt, nimmt jeden auf und diskriminiert niemanden, denn keiner ist ihr fremd. Sie verbindet die Ansässigkeit und Sicherheit jener, die ein eigenes Zuhause haben, mit der Bewegung und der Ungewißheit derer, die auf Wanderschaft sind. Wo der Geist der Pfarrgemeinde lebendig ist, verblassen oder verschwinden die Unterschiede zwischen den Einheimischen und Fremden, denn vorherrschend ist das Bewußtsein der gemeinsamen Zugehörigkeit zu Gott, dem einen Vater.«<sup>26</sup>

Die Herausforderung besteht somit darin, Gemeinden und Gemeinschaften so zu formen, daß sie keinen bloß »verschworenen Haufen« bilden oder gar nur aus Angehörigen einer ähnlichen Schicht und kulturellen Ausrichtung bestehen, sondern ihre Prägung aus Gott erhalten, der ein Gott aller Menschen ist. Soziologische Untersuchungen belegen, daß Gemeinden dann wachsen, wenn sie ein starkes Profil haben, wenn es ihnen aber zugleich gelingt, sich nicht in sich selbst einzuschließen, sondern in vielerlei in die Tiefe gehenden Kontakten und persönlichen Beziehungen mit Außenstehenden verbunden zu sein. Ob nicht beides allzu häufig das Problem heutiger Gemeinden in Deutschland ist

<sup>26</sup> Papst Johannes Paul II., Botschaft zum Welttag für die Migranten, zit. nach OR/dt. vom 26. Februar 1999, Nr. 9, 8.

– zu angepaßt an gängige Lebensstile zu sein und gleichzeitig zu sehr auf sich selbst bezogen zu bleiben?

Zur Wiedervereinigung Deutschlands 1990 erklärte die Berliner Bischofskonferenz: Trotz mancher Bedenken »dürfen wir nicht übersehen, daß uns die Chance für einen wirklichen Neuanfang geschenkt ist, uns aus der Kraft des Glaubens für eine menschlichere Welt einzusetzen.«<sup>27</sup> Ein solcher Neuanfang heißt nach allem Gesagten nicht, alles Bisherige über Bord zu werfen, wohl aber, offene, gastfreundliche Gemeinden zu bilden, in denen unterschiedliche Menschen in verschieden intensiver Nähe Heimat finden können.

<sup>27</sup> Zum Tag der Einheit Deutschlands am 3. Oktober 1990. Wort der Berliner Bischofskonferenz, in: *G. Lange/U. Pruß/F. Schrader/S. Seifert* (Hg.), *Katholische Kirche – sozialistischer Staat DDR. Dokumente und öffentliche Äußerungen 1945–1990*, Leipzig 1992, 410–412, hier 411.